Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 40 (1964-1965)
Heft: 1

Artikel: Halt, Schweizer Grenzwache!
Autor: Bütler, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074292

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

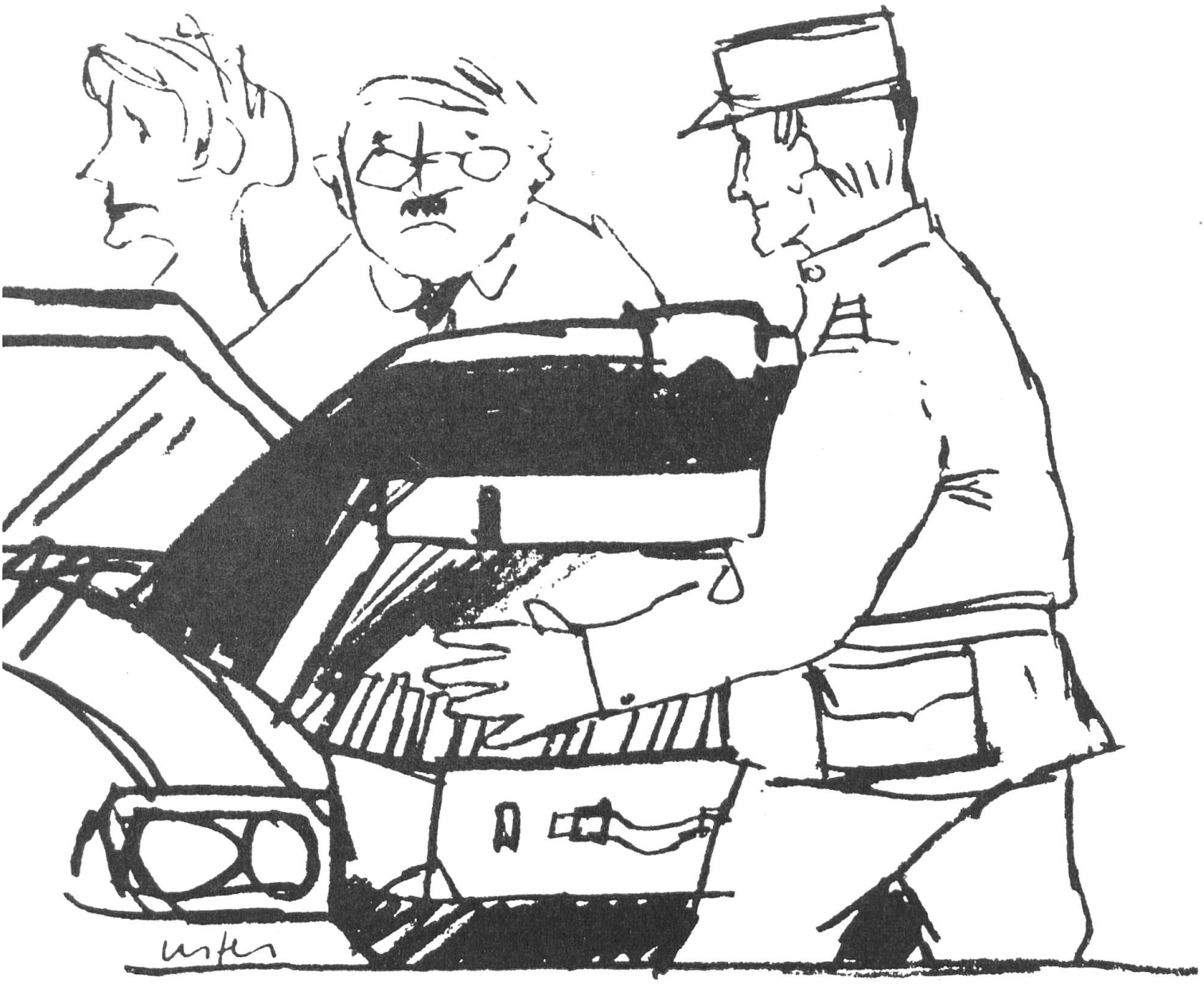


Illustration Hans Uster

Halt, Schweizer Grenzwache!

Von Ernst Bütler

Mitten im Krieg, nach der Rekrutenschule und einigen Monaten Aktivdienst, beschloß ich, mich als Grenzwächter zu bewerben. Die Informationen über meine Person waren offenbar zufriedenstellend, und die Aufnahmeprüfung bestand ich mit Erfolg.

Nach zwölf Wochen in der Zollschule Liestal war es so weit. Ich kam an die Nord-Grenze unseres Landes – wo uns die deutschen Kollegen mit «Heil Hitler!» grüßten.

*

Jedes Geräusch, Knirschen von Steinchen, Knacken von Ästen oder aufgescheuchtes Wild vermeidend, gelange ich auf meinen einsamen Posten. Den Karabiner geladen an die rechte Schulter gehängt, die Hände bei dieser Kälte in den Manteltaschen, spähe ich in die Nacht. Es herrscht Totenstille. Ein Käuzchen klagt in der Nähe. Vom kleinen Grenzdörfchen vernehme ich elf Glockenschläge. Noch zwei Stunden, dann werde ich von meinem Kameraden abgelöst.

Plötzlich fahre ich zusammen. Hat sich am Waldrand etwas geregt? War es eine Täuschung?

Da, wie aus dem Boden gewachsen eine dunkle Silhouette, dahinter eine zweite. Karabiner schußbereit machen ... dazu komme ich nicht mehr. «Hände hoch!» schreit die erste Gestalt in barschem, deutschem Soldatenton. Im Schein der Taschenlampe, die ich noch anzünden kann, erkenne ich zwei Pistolenläufe auf mich gerichtet. Die Hände in der Höhe, den Karabiner am angewinkelten Arm stehe ich da wie zu einer Säule erstarrt.

«Zeigen Sie Ihr Gewehr!» befiehlt mir die Gestalt. Mit klopfendem Herzen bringe ich den Verschlußteil des Karabiners in das Licht der Lampe. «Es ist gut, wir sind in der Schweiz, hier haben Sie Pistolen, Munition und Handgranaten, wir gehen nicht mehr an die Ostfront, internieren Sie uns!»

Jetzt erst dämmerte es mir: Es waren zwei deutsche Deserteure, die sich über den Verlauf der deutsch-schweizerischen Grenze nicht im klaren waren und daher gefechtsmäßig vorrückten. Wären sie von der deutschen Wache erwischt worden ... Deserteure wurden auf der Stelle erschossen!

Auf dem Wege zum Grenzwachtposten, den wir gegen Mitternacht erreichten, erzählten sie mir, daß ihr Fronturlaub zu Ende sei und sie jetzt wieder einrücken sollten. Die Gestapo führe auf den deutschen Bahnhöfen in der Grenzzone genaue Kontrolle über Ankunft und Abreise der Urlauber. Gegen sie beide sei bereits ein Steckbrief erlassen. «Hätten Sie die Arme nicht hochgerissen, so wären Sie jetzt nicht mehr am Leben», erklärte mir der große Soldat, der sich als «Oberfeldwebel» vorstellte. «Wir glaubten, Sie seien Deutscher, daher unsere Vorsicht», entschuldigte er sich.

Auf dem Grenzwachtposten wurden wir vom Postenchef, einem Wachtmeister vom alten Schrot und Korn, in Empfang genommen. Es folgte die Einvernahme, Revision von Papieren und Gepäck. Bald knisterte im kleinen Ofen des Revisionszimmers ein Feuer.

Für einen kurzen Moment verließ ich den Raum, um die Verhaftung der beiden dem Unterabschnittschef zu melden. Da läßt mich ein Zuschnappen des Ofentürchens aufhorchen. – Er will ein Dokument vernichten! ist mein Blitzgedanke ... ein Sprung zum Ofen, Türchen auf, und mit einem Griff entreiße ich dem Feuer noch ein Bündel Papier: Verschiedene militärische Aufzeichnungen sowie eine Armeekarte von Süddeutschland und der Nordschweiz mit genausten Angaben und dem Aufdruck «Oberkommando der Wehrmacht, Streng geheim, Mai 1940» wollten die beiden vernichten, bevor sie den Behörden der asylgewährenden Schweiz in die Hände kommen sollten.

Eine der beiden Pistolen hatte eine Ladestörung und wurde vom Postenchef dem Oberfeldwebel zum Entladen gereicht. – Ein ohrenbetäubender Knall, Splitter des Parkettbodens fliegen im Raum umher. Ein Loch im Boden zeigt den Einschlag. Ein Schuß hat sich gelöst. Ich habe wieder einmal Glück gehabt.

Aus der Einvernahme der beiden ging hervor, daß sie Luxemburger waren, die von den Deutschen eingezogen wurden und der «Ordnungspolizei – Kompagnie 11» zur Bekämpfung von Partisanen in Serbien zugeteilt wurden. «Wir haben die Schnauze voll, wir machen nicht mehr mit, die SS verlangt Unmögliches, wir können nicht Leute, die ihre Freiheit suchen, wie Tiere über den Haufen schießen ...»

Mit Schauern hörten wir die Aussagen an.

«Wir möchten vorübergehend in der Schweiz interniert werden, um dann wieder in unsere Heimat, nach Luxemburg zurückzukehren.»

Die Einvernahme und Internierungsformalitäten dauerten noch geraume Zeit. In den frühen Morgenstunden traten die beiden nach einer Nacht, die sie und ich nicht vergessen werden, den Weg in ein Internierungslager irgendwo in der Schweiz an.

SS

In den ersten Aprilwochen 1945 waren die deutschen Fronten zusammengebrochen. Überall herrschten chaotische Zustände. Wo gestern deutsche Soldaten noch verzweifelt kämpften, beherrschten heute schon die französischen Maquis das Straßenbild. Im Grenzgebiet bewegten sich abgesprengte deutsche Soldaten, versteckten sich SS-Männer, um unterzutauchen oder sich in der Schweiz internieren zu lassen.

Die sogenannte Totenkopf-SS, die Schutzstaffel Hitlers, hatte in der Schweiz kein Asylrecht. Die Waffen-SS, ein Bestandteil der deutschen Armee, konnte aber unter bestimmten Umständen den Soldaten gleichgestellt und interniert werden. Der Entscheid lag aber in diesen Angelegenheiten immer bei unseren höheren Dienststellen.

Die starke Zunahme des Flüchtlingsstromes und die Gefahr des Abdrängens von deutschen Soldaten auf Schweizer Gebiet veranlaßte die Armeeleitung, Truppen in den Ramser Zipfel einzuberufen. Die aufgestellten Doppelposten des Militärs wurden von uns Grenzwächtern regelmäßig aufgesucht, um Überläufer abzuholen oder zurückzuweisen.

An einem dunklen, regnerischen Abend hatte ich die Verbindungspatrouille zwischen diesen Posten und kam gegen Mitternacht in die Nähe der Höfe, bei denen zwei Soldaten Wache hielten.

Bei dem Posten angelangt, wurde mir erklärt,

daß sechs SS-Männer unter Führung eines SS-Offiziers Einlaß in die Schweiz begehrten, da sie von den Franzosen verfolgt würden und ihnen der Weg abgeschnitten sei. In voller Ausrüstung, mit Lmg. und MP bewaffnet, standen sie da und legten uns dar, daß sie auf keinen Fall zurückgehen werden, sondern in die Schweiz wollten – wenn nötig mit Waffengewalt.

Ich war überzeugt, daß diese abgemagerten, übernächtigten Tk-SS-Männer es darauf ankommen ließen, wenn wir Widerstand leisteten. Drei gegen sieben war zu riskant. So entschloß ich mich, mit diesen SS bis zum nächsten Bauernhofe zu gehen, um dort telephonisch Weisungen vom zuständigen Offizier der Grenztruppen einzuholen. Dieser verfügte dann die sofortige Ausschaffung . . . Und es gelang, mit Hilfe einer gut bewaffneten Gruppe, die uns zu Hilfe kam.

Es tat mir leid, diese Männer in die ungewisse Zukunft zu schicken; der Befehl war aber stärker als die menschlichen Gefühle. Unschuldslämmer waren sie vermutlich nicht . . .

Schiessen oder nicht?

Im kleinen Grenzdorf Buch traf man sich im letzten Kriegsjahr unter der alten Linde zur Bundesfeier. Die Ansprache des Gemeindepräsidenten war voll von Optimismus auf ein baldiges Ende. Der Männerchor umrahmte die Feier. Wir sangen die Landeshymne. Während sich jung und alt zu einem kühlen Trunk in der Gartenwirtschaft der «Linde» einfand, begann ab Mitternacht für mich bereits wieder der Dienst.

Gegen vier Uhr morgens kam ich auf meiner Patrouille durch eine Waldlichtung. Meine Augen streiften das im Zwielicht liegende Unterholz, das sich von den Hochstämmen der Buchen abzeichnete, und blieben auf einem halbhohen Wurzelstrunk haften, der mir neu und unbekannt vorkam.

Vorsichtig schlich ich näher und erkannte bald, daß hier ein Mensch am Boden saß und döste. Mit einem lauten «Schweizer Grenzwache – Hände hoch!» weckte ich den Unbekannten etwas unsanft. Er schoß in die Höhe und murmelte erschrocken: «Ruski-Soldat», sonst nichts. Meine weiteren Fragen wurden nur mit Kopfschütteln beantwortet.

Mit dem schußbereiten Karabiner wies ich dem uniformierten Unbekannten den Weg Richtung Waldstraße, die zum Grenzposten führte. In fünf Metern Abstand folgte ich.

Inzwischen wurde der junge Tag im Waldesdom durch das muntere Frühkonzert der Vögel begrüßt. Stumm marschierten wir weiter zur Wegkreuzung. Da plötzlich, wie eine losschnellende Feder, machte der Unbekannte einen Sprung und rannte, was der Boden hielt, dem Weg entlang, um im Walde Richtung Grenze zu flüchten. «Halt, oder ich schieße!» schrie ich, riß den Karabiner hoch, legte an, zielte . . . ich konnte nicht abdrücken, irgend etwas sagte mir nein. Zwei, drei Sekunden zielte ich noch, aber bald ins Leere . . . das Dickicht hatte den Mann aufgenommen. Ich setzte das Gewehr ab und sicherte den Ring. Jetzt erst merkte ich, daß ich vor Aufregung zitterte.

«Warum hast du nicht geschossen? Warum hast du ihn laufen lassen?» fragte mich vorwurfsvoll mein Zöllnergewissen.

Hätte ich einen Unschuldigen töten oder vielleicht zum Krüppel schießen sollen?

Die Nachforschungen im Walde verliefen ohne Ergebnis. Mit gemischten Gefühlen beendigte ich die Diensttour der 1. August-Nacht und beschrieb das Vorkommnis auf dem Dienstrapport. Als nach Tagen und Wochen von vorgesetzter Seite keine Reaktion auf meine Meldung erfolgte, war ich überzeugt, richtig gehandelt zu haben und dankte dem Schicksal, das mir in entscheidenden Sekunden den richtigen Weg gewiesen hat.

Namenlos

Ein grauer, nebliger Novemberabend lag über dem Grenzgebiet von Stein am Rhein. Früh wurden heute die Straßenlampen angezündet. Gerne hätte ich den Sonntagabend bei einem Schoppen und einem Stumpen im Kreise meiner Familie verbracht. Aber ich hatte die Diensttour, die ich an der Peripherie des Grenzdorfes antreten mußte.

Ein dichter Lebhag nahm mich auf und bot mir ein Versteck, aus dem ich gut beobachten konnte. Hier führte das Sträßchen über die Grenze auf die Felder, die zum nahen Schweizer Gehöft gehören. Die rohen Bodenprodukte von diesen Feldern durften zollfrei eingeführt werden. Nur vereinzelte Personen passierten hier. Bewegten sich aber hier in den späten Abend- und Nachtstunden unbekannte Personen oder Fahrzeuge in der Gegend, wurden sie

einer Kontrolle unterzogen, bei der ab und zu illegale Elemente in das Garn gingen.

Gegen die zehnte Abendstunde schlich eine Person vom Dorf her kommend dem Lebhag entlang, der von einer Straßenlampe spärlich beleuchtet wurde. Sie kam näher und ich konnte sehen, daß es ein Mann ohne Gepäck war, der nun eine Weile still stand und vorsichtig Umschau hielt. Ich duckte mich, damit er mich nicht sehen konnte und wartete ab. Dann ging er ein Stück weiter auf dem Sträßchen, um dann querfeldein Richtung Grenze zu marschieren.

Nach wenigen Schritten des Unbekannten verließ ich das Versteck und stellte ihn, um ihn nach Name, Wohnort und Reiseziel zu befragen.

Aus dem Auslandschweizer Attenhofer, Käser in München, der mit seinem gekünstelten Schriftdeutsch seinen St. Galler Dialekt nicht verleugnen konnte, wurde nach dem kurzen Verhör ein «Robert Pfister aus Männedorf».

Zur weiteren Abklärung der Personalien und Leibesvisitation führte ich «Pfister» auf den Posten ab. In den Kleidern kamen nur einige Zigaretten zum Vorschein. Von Ausweispapieren oder irgendwelchen Schriftstücken, die zur Identifizierung gedient hätten, war nichts zu finden. Als ich ihn abermals nach Namen, Geburtsdatum und Wohnort befragte, gab er überhaupt keine Antwort mehr. Das einzige Zeichen, das ich fand, war ein kleines Etikettchen mit den Initialen GG.

Der eigenartige, verwirrte Blick des Mannes ließ in mir den Verdacht aufkommen, es könnte sich um einen Geistesgestörten handeln, der aus einer Anstalt entwichen ist. Ich schloß die Postentüre ab und ersuchte ihn, auf dem Stuhle hinter dem Tisch Platz zu nehmen. So hatte ich im Falle eines Angriffes des Unberechenbaren genügend Zeit zur Reaktion.

Jetzt konnte ich telephonieren. Die Rückfrage bei der Kantonspolizei ergab, daß im Polizeifunk des gleichen Abends folgende Meldung durchgegeben wurde: Entwichen aus der kant. Heilanstalt W.: G. G. (Georg Gantenbein) geboren 14. 7. 1902. Signalement: 175 cm groß, trägt dunkelgraue Kleidung, gestreiftes Hemd, ohne Krawatte, hohe schwarze Schuhe, ohne Hut. Statur kräftig. Äußerste Vorsicht bei der Festnahme, G. ist unberechenbar.

Alles stimmte genau auf den Mann, den ich vor mir hatte.

Im Telegrammstil erklärte ich dem Polizeibeamten am Apparat, daß der Gesuchte bei mir auf dem Posten weile und bald abgeholt werden möchte.

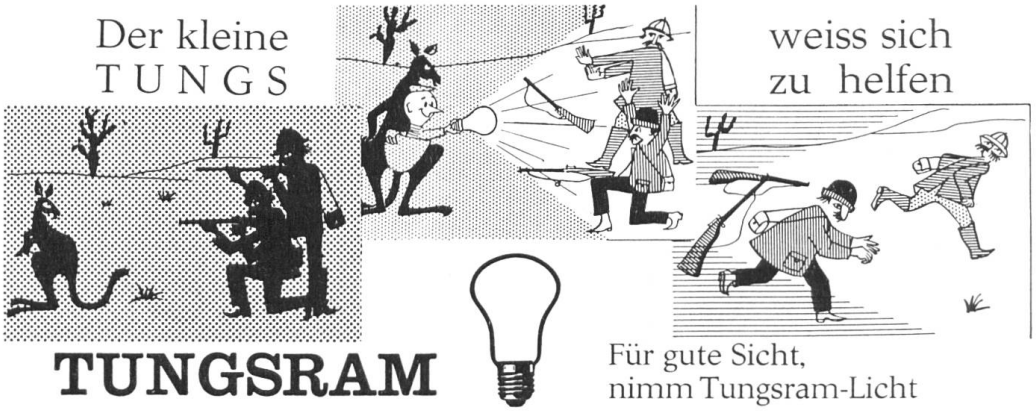
Der Mann merkte scheinbar was los war ... es geschah aber nichts. Wie ein Hypnotisierter starrte er mich sprachlos mit seinen wirren Augen an. Langsam vergingen die Minuten, und befreit atmete ich auf, als es an die Tür klopfte. Zwei Polizisten und zwei Pfleger traten ein und nahmen ihn mit.

Grosse ...

Nicht nur an der «grünen Grenze», die durch Feld und Wald verläuft, auch am Rhein und am Untersee hatte ich als Grenzwächter zu tun.

Besonders die Sonn- und Festtage hatten es in sich.

Ein prächtiger, strahlender Pfingstsonntag brachte regen Verkehr auf dem Straßenzollamt. Mit zwei Kollegen versah ich den Dienst. In den Nachmittagsstunden stauten sich die Fahrzeuge in beiden Richtungen. Riesige Autoschlangen bewegten sich



nur langsam über die Brücke, die das benachbarte Ausland mit der Schweiz verbindet. Eine durchgehende Zollkontrolle war nicht mehr möglich, es wurde nur stichprobenweise revidiert.

In der Kolonne erregte ein deutscher Wagen mit zwei Koffer auf dem Dach mein Interesse. Mit diesem Mercedes mußte etwas Besonderes sein. War es der Chauffeur, der Herr mit der Brille oder die blonde Dame? Ich wußte es nicht. Der sechste Sinn sagte mir: «Du mußt revidieren.»

Ich fragte die Reisenden, ob sie etwas zu deklarieren hätten, was aber von allen dreien energisch verneint wurde.

Auf die Koffer hinweisend bekam ich zur Antwort, daß darin Kleider für die Ferien in der Schweiz seien. Ich ersuchte den Chauffeur, das Auto neben das Zollamt zu stellen und dort den Kofferraum zu öffnen. In diesem lagen drei weitere Koffer, und auch anstelle des sonst üblichen Reserverades war noch einer hineingepreßt worden. Dieser hatte es mir besonders angetan, den wollte ich sehen.

Der Chauffeur versuchte mit aller Kraft, das Ding aus dem Fach zu ziehen, landete aber plötzlich mit dem abgerissenen Griff auf dem Hosenboden. Der Herr mit der Hornbrille und dem Berliner Dialekt versuchte mich immer wieder davon zu überzeugen, daß im Koffer nur Reisesachen seien. Darauf legte ich selber Hand an und entfernte Putzlappen und Werkzeug. Und was rollte mir da entgegen? Elektroden!

Eigenartiges Reisegepäck, dachte ich, und je tiefer ich dem Hohlraum neben und hinter dem Koffer zu Leibe rückte, um so mehr Elektroden kamen mir in die Hände. Schließlich waren es ganze Häuflein.

Alle Koffer wurden nun zur genauen Kontrolle in den Revisionsraum des Zollamtes gebracht. Dem Herrn standen Schweißtropfen auf der Stirne, aber nicht vom Koffertragen. Ich war neugierig, wie die Kinder vor den Weihnachtspaketen, und öffnete den schwersten. Was sah ich vor mir ... eine ganze Menge nigel-nagelneuer Märklin-Lokomotiven, alle in Reih und Glied wohl verpackt. Eine schöne Weihnachtsbescherung an Pfingsten, dachte ich und nahm sofort das nächste Bagage in Angriff. Hier fand ich tatsächlich Reiseeffekten, aber nur ein Nachthemd, mit dem 13 Kilogramm zahnärztliche Instrumente zugedeckt waren. Und so weiter.

Der Berliner Herr stand da wie ein armer Sünder. Er blieb mit seiner Begleitung bis zur Abklä-

Weitere prägnant gefaßte Beiträge zu dieser Rubrik sind erwünscht und werden honoriert. *Red.*

An einem Abend im letzten Frühjahr war ich um 20 Uhr noch im Büro. Auf gleicher Höhe, unsern Büros gegenüber, befinden sich die Verwaltungsräume der AHV. Zwischen zwei Briefen bemerkte ich flüchtig, dass dort in einem Raum noch ein einsames Licht brannte. Ich fuhr mit meiner Arbeit fort. Nach einigen Minuten aber hatte ich plötzlich das Gefühl, dass ich zum Telefon gehen und die Polizei benachrichtigen müsste, denn dort drüben geschehe etwas Unrechtes. Dabei erinnerte ich mich, nach bald zehn Jahren, an jenen berühmten Herrn Häberlin, der seinerzeit in der «Polizist Wäckerli»-Sendung eine so schäbige Rolle gespielt hatte. Als braver und ehrenwerter Biedermann hatte er Abend für Abend so viel Arbeit in seiner Gemeindeverwaltung, dass er nie vor 22 Uhr nach Hause kam, der Ärmste! Am Schluss der Sendereihe landete er im Gefängnis wegen der grossen Deliktsumme, die er sich in den Überstunden «erarbeitet» hatte.

Es ist selbstverständlich, dass ich dann meine Arbeit beendete, ohne der Polizei anzurufen – ich wollte doch niemand verleumden.

Am Donnerstagabend war in der Zeitung zu lesen, dass die Polizei am Mittwoch einen AHV-Verwalter wegen einer grösseren Deliktsumme festgenommen hatte!

R. H.

rung für den Rest der Pfingsttage «zuhanden» der Zollverwaltung in einer «Privatpension» des Zollfahndungsdienstes ... Und nach dem abgekürzten «Ferienaufenthalt» kehrte das Trio mit leeren Koffern, einem Strafprotokoll und einer Zollbuße von dreihundert Franken nach Berlin zurück.

... und kleine Wagen

Nicht nur chromblitzende Autos, sondern auch andere Fahrzeuge bewegten sich oder wurden über die Zollstraße bewegt.

Eine freundliche Schweizer Wirtsfrau passierte oft die Grenze mit einem Kinderwagen. Trotzdem der Bub immer größer wurde, kam der Kinderwagen noch immer mit.

Eines Tages reiste die Frau mit Kinderwagen wieder aus und kehrte kurz vor dem Mittagessen wieder zurück. Schon wollte sie mir einen guten Appetit wünschen, als ich sie fragte: «Haben Sie etwas zu verzollen?»

«Nein, ich habe nur einen Würfel Margarine mitgebracht.»

«Auch im Kinderwagen nichts?»

«Was fällt Ihnen ein, ich schmuggle doch nicht!» schaute sie mich ganz erstaunt an und wollte schon weitergehen.

«Ich habe Interesse an Ihrem Kinderwagen», setzte ich das Gespräch fort.

«Sie haben ja erst einen gekauft», meinte sie darauf etwas ironisch.

«Ich möchte ihn nicht kaufen, nur genau besichtigen.»

Die Wirtin wurde rot bis über die Ohren und versuchte aus der Schlinge zu schlüpfen: «Ich muss pressieren, wir haben Pensionäre, ich muss kochen, es ist höchste Zeit ...» Der Wortschwall war bald vom Winde verweht, Bub und Maträtzchen aus dem Wagen gehoben ... und ... unter einer Windel stieß ich auf fein säuberlich verpackte vier Pfund Schinken.

Die Frau wäre am liebsten aus der Haut gekrochen. Schimpfen und Bitten, Tränen und Drohen wechselten miteinander ab. «Frau M. hat kürzlich einen ganzen Schinken im Kofferraum geschmuggelt! Und Frau S. holt jeden Samstag Fleisch in Deutschland! Schaut dieser einmal genau ins Auto!» gab sie mir ein paar Hinweise. Aber ihre Verfehlung wurde dadurch ja nicht ungeschehen gemacht ... und der Schinken reiste wieder nach Deutschland.

In der Schweiz herrschte damals zwar kein Hunger, es war aber alles rationiert und dem Ausfuhrverbot unterstellt. Immer wieder wurde versucht, Lebensmittel und andere Sachen nach Deutschland mitzunehmen. Groß war die Freude, wenn sich Bekannte und Verwandte das erste Mal nach Jahren wieder einmal sehen und sich über den Schlagbaum unterhalten konnten. Rührend waren die Begrüßungsszenen, wenn sich Mann und Frau, Geschwister oder Eltern und Kinder in die Arme schlossen. Wenn bei dieser Gelegenheit eine Schokolade, ein paar Zigaretten oder Stumpen den Besitzer wechselten, kam es vor, daß man es eben nicht gesehen hat. Hier war unser Herz stärker als das Gesetz. Doch alles hat auch an der Grenze seine Grenzen.

Fast täglich kam ein netter Pfarrer bei uns vorbei, verweilte eine Stunde im Städtchen und kehrte gegen Mittag wieder nach Öhningen zurück. Respektvoll grüßte er und beantwortete jeweils die Frage nach Waren zur Ausfuhr mit einem deutlichen Nein. Wenn er einreiste, schien er mir aber manchmal ziemlich schlank, während bei der Ausreise seine Gangart und seine Figur merkwürdig plump waren. Ich meldete die Beobachtung dem Postenchef, der verfügte, der Pfarrherr sei bei der nächsten Ausreise zu revidieren. Am liebsten hätte ich ihn gewarnt, aber ich durfte nicht.

Von weitem sah ich ihn am nächsten Tag daherkommen. Ich fragte besonders deutlich nach Waren zur Ausfuhr, auch nach Waren in den Kleidern. Alles wurde verneint. Es war aber ein unsicheres Nein. Nachdem ich den Pfarrer ins Büro begleitet hatte, wurde er in der Wohnung des Chefs einer Leibesvisitation unterzogen ... und schlank verließ er das Zollamt und verabschiedete sich von mir, wie wenn nichts geschehen wäre. Niemand hat je etwas von dieser menschlichen Schwäche des Pfarrers erfahren. Eine Buße wird er wohl erhalten haben, und die Schokolade und die Stumpen blieben da.

Spuren, nicht von Elefanten

Die Gegend des Hohenklingen, wo die Grenze kilometerweit durch Wälder, über Hügel und durch Schluchten verläuft, wurde in den Nachtstunden jeweils von ganzen Rudeln von Wildschweinen unsicher gemacht. Besonders Billo, meinem Dienst-

hund, der mir als treuer Begleiter in der Einsamkeit gute Dienste leistete, hatten es die Borstentiere angetan. Am liebsten hätte er sie gejagt. Ich hingegen war weniger begeistert, wenn sie in dunkler Nacht unter Grunzen ganz in der Nähe den Boden aufpflügten.

Eines Morgens entdeckte ich aber neben den Wildsauspuren eine ganz andere merkwürdige Spur. Sie hätte von einem kleinen Elefanten sein können. Ich verfolgte sie, verlor sie aber bald im Unterholz. Billos Spürnase half mir weiter und führte mich im Dickicht zu einigen Emballagelappen und Schnüren. Was mochte das sein? Möglicherweise waren da Lappen um Hufe gewickelt worden, um Lärm und eine zu deutliche Spur zu vermeiden.

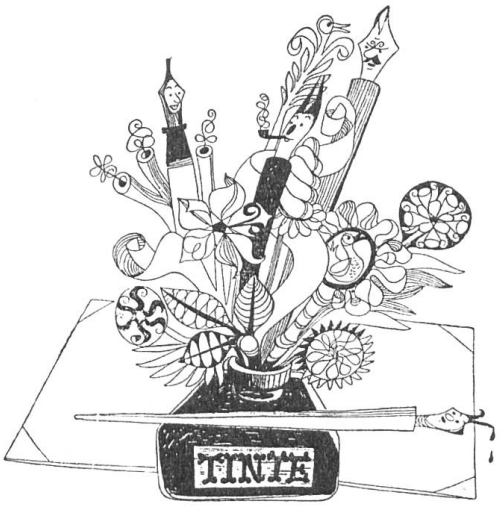
Wir forschten weiter, fragten überall, ob hier etwa jemand mit einem Pferd gesehen worden sei. Ohne Erfolg. Es blieb ein Rätsel.

In einer der nächsten Nächte stand ich mit Billo wieder in der Schlucht. Es war stockdunkel. In der Luft lag der Geruch der Kartoffelfeuer. Der Herbst war ins Land gezogen.

Hinter dem Hohenklingen vergewisserte ich mich, in welcher Richtung die Luftströmung verlief, damit Billos Nase gut wittern konnte. Dann bewegten wir uns dem östlichen Abhang entlang, um ein möglichst großes Einzugsgebiet zu bekommen. Unter mir ein Rebberg, oberhalb ein steiler Abhang mit Steinen, wildem Gras und vereinzelten Gebüschen bewachsen. Hier kommt kaum jemand die Halde hinunter, überlegte ich. Billo schnupperte. Hat er ein Häslein oder einen Dachs in der Nase, der sich an den süßen Trauben gütlich tut? In der Ferne pustete das späte Dampfzüglein über die Eisenbahnbrücke nach dem Ramserzipfel, um die letzten Grenzgänger zum Grenzbahnhof zu bringen.

Hat sich an der steilen Halde nicht etwas geregt? Billo spitzt die Ohren, über die ich wie über ein Visier nach dem Grunde seiner Spannung spähe. Da bewegt sich etwas. Billo vibriert. Ich nehme den Revolver aus dem Etui, entsichere und lege mich in eine Bodenvertiefung.

Da, ein Zusammenschlagen von Pferdehufen, einige Steine kollern die Halde hinunter und in einer Entfernung von etwa zwanzig Meter zeichnen sich tatsächlich Konturen eines Pferdes mit Führer ab! Ein Bauer aus der Gegend ist es nicht, der zu später Stunde an dieser kaum passierbaren Halde sein Pferd bewegt. Ich lasse Pferd und Führer weiter-



STILBLÜTEN

Nach eingehender Behandlung der schweizerischen Bergkantone führen wir eine Generalrepetition durch. Der Erfolg ist überwältigend:

- *im Kanton Graubünden gibt es viele Churorte . . .*
- *der Kanton Tessin ist reich an Sehnsüchtigkeiten . . .*
- *manche Walliser geben im Winter Skiunterricht und noch vieles mehr . . .*
- *an Bergen kenne ich die Dufourpiste und den Piz Pilot.*

Aus der Staatskunde:

- *In der Bundesversammlung hat es zwei Mannschaften, den Stände- und den Nationalrat . . .*
- *es gibt die Legislative und die Negislative . . .*
- *folgende Steuern sind mir bekannt: Die Wurststeuer, die Feuersteuer, die Combien- (= Coupon) steuer . . .*
- *jedes Kind, das sieben Jahre alt ist, muß acht Jahre Schule gehabt haben.*

In Kürze:

- *gegen Abend vernahm ich die Fußtritte meines Vaters . . .*
- *die Helikopter sind für Unfälle sehr geeignet . . .*
- *beim Zahnarzt stinkt es nach Etter . . .*
- *Der Doktor machte eine bedenkliche Miene, sie mußte sofort ins Krankenhaus transportiert werden.*

Mitgeteilt von B-z

gehen und folge ihnen in einiger Distanz bis zu einer günstigen Stelle.

«Halt, Schweizer Grenzwache!» rufe ich dort angekommen. Meine Fragen werden zunächst mit «Pferdebewegen», «des Weges verirrt», zum Schluß aber mit «importiert» beantwortet.

Ich eröffnete dem Führer des Pferdes, daß er mir auf den Posten folgen müsse. Da wurde er plötzlich zutraulich: Hier ist mein Paß als Pfand. Und tausendfünfhundert Franken können Sie bestimmt brauchen! ... Morgen erhalten Sie eine Postanweisung und alles ist in Ordnung. Sie drücken doch ein Auge zu? Dort unten wartet nämlich bereits ein Transportfahrzeug für dieses Pferd.»

«Glauben Sie, ich sei ein Lump und lasse mich bestechen? Vorwärts, dort durch!» antwortete ich. Und Billo unterstützte mich mit kräftigem Bellen.

So schritten wir im Gänsemarsch in die Nacht. Nach einiger Zeit fragte ich den Pferdeschmuggler: «Wo ist das Pferd, das Sie vor zehn Tagen gebracht haben?» Der Unbekannte stutzte einen Moment und fragte, woher ich das wisse, fuhr aber dann fort: «Ich habe noch nie Pferde geschmuggelt. Sie täuschen sich.» Als ich ihm aber Einzelheiten vorhielt, gestand er schließlich, daß er im Auftrag eines Pferdehändlers aus der Ostschweiz gehandelt habe.

Beim Posten angelangt, meinte der Postenchef: «Bravo, ein guter Fang. Das gibt aber ein prächtiges Reitpferd für unseren Kommandanten!»

Noch in der gleichen Nacht erschien der Zollfahndungsdienst und beschlagnahmte dieses und hernach in der Ostschweiz das vor einiger Zeit geschmuggelte Pferd. Sie wurden zum Preise von einigen tausend Franken versteigert. Und aus dem Erlös wurde die Buße bezahlt.

Nicht nur im Wilden Westen erlebt man Pferdeschmuggel.

Maxli

Den 7. November 1955 werde ich nie mehr vergessen. Er war mein Namenstag, zugleich unser zehnjähriger Hochzeitstag – und leicht hätte es auch mein letzter Lebenstag sein können.

Ein milder Martini hat die Menschen noch einmal aus den Häusern gelockt. Männiglich spazierte dem Rhein entlang, und besonders die Kinder erfreuten sich der goldigen Freiheit, bevor das Stubenhocken wieder begann.

Auf der Zollstraße, wo ich meinen Dienst versah, herrschte reger Verkehr. Da, von einer Abfertigung aus dem Zollbüro kommend, hörte ich plötzlich oberhalb der Rheinbrücke Kindergeschrei und die Rufe «De Maxli isch vertrunke! De Maxli isch inegfalle!»

Sofort eilte ich an das Rheinufer, konnte aber nichts sehen. Doch, dort oberhalb der Brücke, in ziemlicher Entfernung vom Ufer tauchte ein lebloser Körper aus dem Wasser auf. Ich entledigte mich der Mütze, sprang in Uniform und Marschschuhen in das kalte Wasser und schwamm dem Kinde nach, das aber unweit von mir wieder erneut in die Fluten tauchte. Aber ich tauchte also. Dann konnte ich das Kind fassen und schwamm mit ihm unter größter Anstrengung zur Ufermauer. Dort versuchte ich Fuß zu fassen, was aber der Tiefe wegen nicht möglich war. Mit letzter Kraft konnte ich zum Glück einen Ring in der Mauer ergreifen und mich festhalten.

Bald kam meine Frau, die den Lärm gehört hatte, und zog das Kind auf die Mauer. Sogleich begann ich mit Wiederbelebungsversuchen, die aber keinen Erfolg hatten. Dann trug ich den Bewußtlosen in meine Wohnung und setzte dort die Wiederbelebungsversuche fort. Und etwa nach zwanzig Minuten öffnete er die Augen, schaute mich groß und verwundert an ... und schloß die Augen wieder. Dieser Augenblick war für mich das höchste Glück.

Als der Arzt eintraf, gab er dem Kinde zwei Einspritzungen gegen Lungenentzündung und zur Stärkung des Herzens.

Die Großmutter, aus deren Obhut der kleine Bub entschlüpft war, hat eine schwere Stunde durchgemacht. Sie konnte vor Schreck das Haus nicht verlassen und erholte sich erst nach Tagen von dem erlittenen Schock.

Als am Abend die Eltern des Kindes von der Arbeit nach Hause kamen, weinten wir vor Freude.

Noch heute bekomme ich an jedem 7. November von diesen Eltern und ihrem Bub einen Blumenstrauß und einen lieben Brief. Es ist mein schönster Tag.

Als ich, genau ein halbes Jahr später, einen fünfzigjährigen Mann an der gleichen Stelle aus dem Rhein rettete, kam es mir vor als hätte mich jemand als Schutzengel in dieses Gebiet versetzt!

Man hat als Zöllner große und weniger große, dankbare und weniger dankbare Pflichten.